

Ikonen schreiben

Wenn ich an das Erlebte zurückdenke, habe ich das Gesicht der in Ungnade gefallenen Schriftstellerin deutlich vor Augen. Die vom Alter schweren Lider, die tiefen Furchen in ihrer Stirn, die Sonnenflecken auf ihren Wangen, welche den Blick des Betrachters unweigerlich auf sich zogen.

Ihre restliche Erscheinung hingegen ist verschwommen, bloß ein diffuser Geruch nach verbranntem Gummi bleibt zurück. Auch das Haus am Meer wirkt zu bunt und wie eine falsche Erinnerung, die sich vielleicht nur über Fotos im eigenen Gedächtnis verankert hat.

Der Artikel sollte Gewissheit bringen.

Schon Ende Oktober musste er fertig sein, die Bilder präsentierten wir gleich nach unserer Rückkehr in der Redaktionssitzung. Auf einem saß die Schriftstellerin in einer etwas steifen Pose auf der Veranda und sah direkt in die Kamera. Ihre Haut war vom Sonnenuntergang weichgezeichnet.

Eddie hielt das Foto für kitschig, aber der Chefredakteur war begeistert und ließ sich sogar zu einem Kommentar über gefallene Engel hinreißen.

Ich begann also, zu schreiben. Formulierte die Sätze immer wieder neu und kam doch nicht den Leerstellen auf die Schliche. Bei jedem Wort hatte ich das Gefühl, jemand habe es auseinandergerissen und falsch herum wieder zusammengesetzt. So konzentrierte ich mich auf die Anfänge.

Auf der Hinfahrt hatten Eddie und ich noch über den Zusatz *Ville Fleurie* auf dem Ortsschild diskutiert und waren uns uneinig über seine Bedeutung: Eddie vermutete einen staatlichen Wettbewerb, ich selbst eine Auszeichnung des Umweltministeriums. Beim Anblick des kleinen Städtchens aber waren wir beide gleichermaßen verblüfft.

Wir hatten uns ein karges Fischerdorf vorgestellt, geprägt von Armut durch die in Frankreich immer stärker um sich greifende Zentralisierung. Stattdessen erhoben sich vor uns pastellfarbene Häuschen und überberstende Schaufenster. Auch das kleine Männchen, das uns lächelnd erwartete, erschien uns wohlgenährt und auf den ersten Blick überaus zufrieden.

„Ah *mais voilà*“, sagte der Mann und stellte sich in völlig akzentfreiem Deutsch als Hervé Winterhoff vor, Historiker und Ehemann der berühmten Autorin Christa Winterhoff, die uns bereits erwarte.

Ob er ihren Familiennamen angenommen habe, fragte Eddie höflich. Der kleine Mann winkte lachend ab und sagte, nein, er selbst sei nur zur Hälfte Franzose. Bis zu der Flucht aus Wien nach dem Skandal habe er sein ganzes Leben in Österreich verbracht.

Mir war aufgefallen, dass Herr Winterhoff stark schwitzte.

Er deutete uns, den Wagen einfach stehen zu lassen. Vor dem Interview hätten wir sicher Lust auf eine historische Führung durch den Ort, er als Historiker könne gar nicht anders, und hier sei es ja fußläufig. Sicher eine willkommene Abwechslung für uns Großstadtmenschen.

Eddie und ich wechselten einen Blick und bejahten. Die Rezeption in dem kleinen Hotel habe sicher länger geöffnet.

Das sei bestimmt die Pension *Les Lilas*. Wir müssten uns keine Sorgen machen, er kenne den Besitzer persönlich, sagte Herr Winterhoff und begann schon, mit langen Schritten voranzuschreiten.

Christa habe sich wahnsinnig über die Anfrage gefreut. Selbst nachdem endgültig bewiesen wurde, dass der deutsche Autor *ihre* Ideen gestohlen habe und nicht umgekehrt, sei das erhoffte Medieninteresse ausgeblieben. Wobei seine Frau die Pause vielleicht gebraucht habe. Der Vorfall habe sie stärker aufgewühlt als gedacht, und dann seien auch noch überall diese Bilder aufgetaucht. Aber mittlerweile sei sie definitiv wieder bereit.

Herr Winterhoff sprach so schnell, dass ich ihn kaum verstehen konnte. Sein Gesicht war rot angelaufen.

„Wo sind wir denn gerade“, fragte Eddie sanft. „Die Altstadt ist wirklich entzückend.“

Herr Winterhoff hielt abrupt inne, und auch ich blieb erleichtert stehen. Es war heiß und die niedrigen Häuser boten kaum Schutz vor der gleißend hellen Sonne.

„*Mon dieu*“, sagte er und schlug gespielt entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen. Manchmal passiere ihm das, wenn er über Christa spreche. Er sähe nicht oft Fremde und könne sich geradezu in Rage reden. Aber, welch großartiger Zufall, denn gerade befänden wir uns direkt unter der *Porte Jeanne d'Arc*, die vor ihrer Verurteilung in Rouen einige Tage hier zugebracht habe.

Eddie fotografierte das Schild mit den eingravierten Daten. Meine Zunge klebte mir am Gaumen und ein seltsamer Schwindel bahnte sich an. Herr Winterhoff setzte sich erneut in Bewegung.

Er als Historiker habe sich nach dem Umzug natürlich eingehend mit dem Ketzerprozess gegen die junge Jeanne befasst, sagte er.

Sein inzwischen durchscheinendes Hemd klebte ihm am Rücken. Über uns schrie eine Möwe durchdringend laut.

Christa habe ihm tatkräftig im Archiv geholfen, fügte er dann hinzu. Sie bezeichne solche Arbeiten gerne als eine Art Ersatztherapie. Beide würden sie nicht viel von der Überpsychologisierung halten, die aktuell den Kulturbetrieb zu durchdringen scheine. Was wir als Experten darüber denken würden?

Irritiert von der unerwarteten Frage suchte ich nach einer Antwort, aber Winterhoff sprach schon weiter.

Nun ja, bei einer so prestigeträchtigen Zeitung denke man bestimmt differenzierter. Jedenfalls haben sie vor ungefähr einem Jahr mit der Archivarbeit begonnen, und anfangs habe er Christas neu gewonnen Elan begrüßt.

Wir hatten die engen Gassen der Altstadt verlassen und eine weite Strandpromenade tat sich vor uns auf, durchbrochen von kurzen Abschnitten bestehend aus Bastschirmen und leeren Liegestühlen. Eddie fotografierte und fiel etwas zurück.

Herr Winterhoff rückte näher an mich heran und sprach leiser.

Was er mir nun sagen würde, sei vertraulich. Das Aufnahmegerät sei noch aus?

Ich nickte und Winterhoff fuhr fort.

Er habe gute Gründe, warum er vor dem Interview alleine mit uns hatte sprechen wollen. Christa sei nämlich in einer etwas fragilen Verfassung. Begonnen habe alles mit einem Fund im Archiv. Wobei der Ursprung natürlich viel weiter zurückliege, ja, von historischer Tragweite sei.

Was er damit meine, lenkte ich ein, aber Winterhoff schien mich nicht zu hören.

Seine Frau habe nämlich Briefe im Stadtarchiv entdeckt, die man aus unerfindlichen Gründen nie beachtet hatte. Sie seien im 15. Jahrhundert aus Orléans versendet worden.

Ich wagte es nicht, Winterhoff zu unterbrechen, und dachte an die Wasserflasche in Eddies Rucksack.

Christa und er haben recht bald verstanden, dass sich die Briefe des Mönchs an eine Vertraute von Jeanne d'Arc wandten, eine junge Magd. In Details sprach man über die letzten Tage der Märtyrerin und schließlich ihr grausames Ende, das auch der Magd selbst bevorstand.

Bei diesen Worten krallte Herr Winterhoff seine Hand um meinen Arm. Vor uns erhob sich in einiger Entfernung ein Gebäude, das ich als Haus der Schriftstellerin erkannte.

Auch ihn haben die Briefe tief berührt, sagte Winterhoff.

Was ihn aber zutiefst verstöre, sei, wie seine Frau seit Monaten von der Entdeckung spreche. Sie sei wie besessen von den Beschreibungen des Scheiterhaufens, den exakten Brandvorgängen, wie die Äste geschichtet wurden. Wie lange es wohl dauere, bis ein menschlicher Körper vollends in Flammen stehe.

Einmal habe er eingelenkt und gesagt, er mache sich Sorgen.

Seine Frau habe ihn bloß mit leeren Augen angesehen und gesagt, den Kern der Sache habe er immer noch nicht verstanden.

Herr Winterhoff war bei diesen Worten geradezu in sich zusammengefallen.

Ich solle Jeanne d'Arc jedenfalls nicht erwähnen, flüsterte er.

Mich hatte eine tiefe Benommenheit erfasst, mit der ich mir auch die fehlende Erinnerung an das Interview mit der Schriftstellerin erkläre.

Allein ihr eingefrorene Lächeln blieb mir im Gedächtnis, als Eddie und ich über einen altmodischen Rechner gebeugt saßen. Wir hatten auf unzählige Bilder der Schriftstellerin geblickt.

Darauf war sie nackt zu sehen, bis zur Unkenntlichkeit mit Blut, Narben und Sperma überzogen.

Im Hintergrund hatte sich ihr Mann lautstark geschnäuzt. Die Schriftstellerin hatte sich erhoben und gesagt, die Bilder hätten natürlich ihre Wirkung getan. Aber sie sei bereit, zurückzukehren.

„Nur deshalb habe ich dem Interview zugestimmt“, sagte Christa Winterhoff und verlor mit jedem Wort an Blässe. Eddie hingegen erschien mir beinahe durchscheinend vor Unbehagen.

Die letzten Minuten im Hause der Winterhoffs vergingen ohne Zwischenfälle. Wir tranken Tee und aßen goldbraune Madeleines.

Der Kulturbetrieb nahm den Artikel äußerst positiv auf. Als erste Frau überhaupt erhielt einen renommierten Preis für meine Arbeit. Ich habe den Ruf der Schriftstellerin rehabilitiert. Eine Zeitung schrieb sogar über die Wiedergeburt einer Ikone.

„Gut gemacht“, sagte der Chefredakteur und strich mir wohlwollend über die Wange.

Auf sein Anraten hin hatte ich die gefälschten Fotos nicht erwähnt und mich vor allem auf die frühe Lyrik der Schriftstellerin konzentriert. So ein Thema sei viel zu heikel für den Feuilleton.

Die Anrufe der Winterhoffs ignorierte ich und dachte an die bevorstehende Fixstelle in der Redaktion. Eddie bestärkte mich: Christa Winterhoff verkaufte vermutlich so viele Buchexemplare wie schon seit Jahren nicht mehr.

Irgendwann, sagte ich mir, würde ich die Wahrheit aufschreiben.

Denn trotzdem konnte ich die Panik nicht abschütteln, die mich ergriffen hatte, als die Villa vor uns aufgetaucht war und Herr Winterhoff im Hintergrund einen Augenzeugen der Hinrichtung zitierte.

Absichtlich habe man das Feuer niedrig gehalten, um zunächst nur die Kleider der Jungfrau zu verbrennen. Man wollte sie dem Volke nackt zeigen und so alle Geheimnisse des Weibs offenbaren, sagte Herr Winterhoff.

Ich nickte und wollte schon den Namen der Schriftstellerin rufen, die von der Veranda zu winken schien. Dann hielt ich abrupt inne.

Ein grausiger Verdacht hatte mich befallen. Für einen Moment war mir, als handle es sich bei der Silhouette auf der Veranda um eine aufblasbare Gummipuppe, die jemand bekleidet und am Holzgeländer befestigt hatte. Ihre dünne Haut schien in der Hitze Brandblasen zu schlagen.

Erst als ich mehrmals blinzelte, verschwand die Illusion.